

Unser General Tschen Yüan Li¹ ist eine erhabene, kriegerische Erscheinung²; er stützte sich auf seine Truppen und zeigte patriotische Begeisterung. / Wärest Du nicht gewesen, die Menschen wären wohl alle ausgerottet worden, während heute das Reich noch lebt. /

Kalt und verlassen ist jetzt der Da-Tung-Palast, schweigend liegt das Tor des weißen Tigers (in Tschang An). / Die Bewohner der Hauptstadt hoffen auf die Rückkehr der kaiserlichen Standarten, und glückliche Vorzeichen sollen sich über der Verbotenen Stadt zeigen. / Im Kaisergrab Yüan Ling herrscht natürlich der die Dynastie beschützende Geist des Kaisers Tai Dsung³; sein Grab muß wieder wie früher regelmäßig gepflegt und geehrt werden. / Und überaus glänzend⁴ wird die jetzige Dynastie wieder erstrahlen, das Erbe jenes Kaisers, der sie für unermeßliche Zeiten aufgerichtet hat.

DAS ZAUBERBUCH

EIN CHINESISCHES MÄRCHEN AUS DER SAMMLUNG LIAU DSCHAI DSCHÏ I
VON PU SUNG LING

ÜBERSETZT VON LING TSIU-SEN

(Alle Rechte vorbehalten)

Lan Yü Dschou stammte aus einer alten schönggeistigen Familie, die seit Generationen die Bücher mehr liebte, als vielleicht gut war. Sein Vater war Präsident, lebte sparsam und zurückgezogen, legte aber seine ganzen Ersparnisse in Büchern an. Diese Leidenschaft hatte sein Sohn geerbt, und da er seinen Vater sehr liebte, machte er sich dessen Wahlspruch zu eigen, den der Kaiser Yen Dsung aus der Sungdynastie geprägt hatte. Er klebte diesen Spruch an die Wand, vor der sein Studiertisch stand, und so konnte er die Worte lesen, so oft er wollte.

„Um Reichtum zu erwerben, bedarf es keiner fetten Felder:

Im Buche sind tausend Felder Reis.

Weshalb willst Du Paläste wünschen?

Das Buch birgt die goldenen Schlösser.

Sei ohne Sorge, daß Dir der Vermittler keine Frau besorgt:

Im Buche findest Du sie, ein Antlitz, dem schönsten Jade gleich.

Betrübe Dich nicht über Deine Armut:

Im Buche findest Du Wagen und Pferde.

Wenn Du das alles erreichen willst, dann vertiefe Dich in die Bücher bei dem hellen Licht Deines Fensters!“

Yü Dschou vergrub sich in seine Bücher, er vergaß die Außenwelt, sogar seine Verwandten und Kameraden. Nach dem Tode seines Vaters lebte er in kümmerlichen Verhältnissen, aber um so leidenschaftlicher studierte er seine Bücher.

¹ Der Yang Gui Fe und ihren Vetter Yang Guo Dsung töten ließ. / ² Legge IV 607. 619. / ³ Giles B. D. Nr. 1196.

⁴ Legge IV 209. 436.

Trotz seiner Lesewut war er mit zwanzig Jahren noch ein dummer Junge, ein Fremdling, ratlos dem Leben gegenüber, der in seiner Not nichts zu verdienen wußte. Zwar hatte er keinen Wunsch, auch verspürte er beim Lesen weder Hitze noch Kälte¹. Kamen Verwandte oder Kollegen, so empfand er sie nur als lästig, und nach den üblichen Höflichkeitsbezeugungen schlich er wieder zu seinen Büchern.

Nach und nach verkaufte er ein Stück seines väterlichen Besitzes nach dem anderen, nur seine Bücher waren ihm zu heilig. Vor lauter Überbürdung seines Gehirns war er nicht imstande, auch nur die erste Vorprüfung zu bestehen.

Einst beim Lesen eines Buches entriß ihm der Sturm dasselbe und trug es hinaus in den Garten. Yü Dschou lief ihm nach und geriet dabei in ein Erdloch. Als er den Fuß herauszog, entdeckte er eine Schüssel Reis, von Gras überwuchert, die vor langen Jahren dort vergraben war. Zwar war der Reis ungenießbar geworden, aber für Yü Dschou war es eine Bestätigung jenes Spruchs.

Nach einiger Zeit suchte Yü Dschou ein Buch ganz oben auf seinem Schrank, und dabei stieß seine Hand an einen kleinen, harten Gegenstand, den er bei Licht als einen kleinen Buddha-Thronessel erkannte. Er bot ihn einem Juwelier zum Kauf an, der aber zu Yü Dschous großem Bedauern feststellte, daß der Gegenstand nur vergoldet sei. Yü Dschou sann und sann, wem er wohl eine Freude damit bereiten könne, und machte das Sesselchen dem Kollegen seines verstorbenen Vaters, einem hohen Beamten, zum Geschenk, der über diese Aufmerksamkeit so erfreut war, daß er ihm dreihundert Goldstücke und zwei Pferde sandte. Nun stand bei Yü Dschou ganz fest, daß der Spruch in Erfüllung gehen werde, wenn auch der Segen erst auf Umwegen zu ihm käme.

Yü Dschou war ein reiner, fast ein heiliger Mensch. Irdisches berührte ihn nicht, aber allmählich sehnte er sich doch nach einem Wesen, welches ihn verstand. Mehr denn je vertiefte er sich in seine Bücher, allerdings mit dem stillen Wunsche, eine schöne Fee möchte den Blättern entsteigen. Die Menschen fingen an, ihn zu verspotten, da er dreißigjährig noch keine Frau besaß.

Während dieser Zeit hieß es, daß am nächtlichen Himmel das Sternbild „Die Weberin“ verschwunden sei. Spöttisch lächelnd sagte man ihm: „Such mal die Weberin in Deinem Buche! Vielleicht wird Dein Glaube daran belohnt!“

Zwei Jahre vergingen, Yü Dschou war zweiunddreißig Jahre alt, aber immer noch ein großes Kind, und immer wieder packte ihn die Sehnsucht nach dem Unbegreiflichen. So blätterte er eines Nachts übermüdet in dem neunten Bande des Buches „Han“. Als er zwischen den Blättern das Antlitz einer holden Frau erblickte, murmelte er zitternd: „Sollte dieses Bild die Erfüllung meiner

¹ Hitze und Kälte bedeuten hier Sommer und Winter.

Wünsche sein?“ Sinnend betrachtete er es, und jetzt erschienen ihm die Augen nicht mehr so leblos, die Brauen hoben sich, und als er das Blatt wandte, stand auf der Rückseite des Bildes „Die Weberin“. Also war sie doch gekommen, die er ersehnte! Er stellte das Bild auf den Tisch, las nicht mehr und vergaß Speise und Schlaf. Unaufhörlich sah er ihre Augen an, und schließlich war es, als hätte die Macht seiner Augen gesiegt, das Bild fing an zu leben, eine kleine Elfe löste sich aus dem Blatt und setzte sich lächelnd auf das Buch. Vor glücklichem Staunen sah Yü Dschou fast nichts. Ehrerbietig verneigte er sich vor der kleinen Gestalt, doch als er sein Antlitz erhob, war sie schon einen Fuß hoch, und langsam trat sie auf den Staunenden zu, der sich wieder verneigte. Jetzt erst sah er, wie schön sie war, wohl die Schönste aller Zeiten. Endlich faßte er den Mut, sie anzureden. „Bist Du eine Heilige? Woher kommst Du? Wer bist Du?“

Lächelnd erwiderte sie: „Ich heiße Yen Ju Yü¹. Du zogst mich an. Tausend Jahre können vergehen, ehe ich solch einen reinen Menschen finde, wie Du bist, der so an die Alten glaubt wie Du.“

Yü Dschou war wie in einem Traum vor Glück, und die Schöne verließ ihn nicht.

Oft bat Ju Yü ihn, mit Lesen aufzuhören, doch war ihre Kraft nicht so stark wie die seiner Bücher. Selbst ihre Vorhaltungen, daß andere die Frühling- und Herbst-Prüfung schon bestanden hätten, fruchteten nichts. „Lies weniger, es ist besser für Deine Prüfung! Hör auf mit dem Lesen, sonst muß ich gehen.“ Kurze Zeit mied er die Bücher, dann aber war er ihnen wiederum verfallen. Verwirrt vom Studium legte Yü Dschou eines Tages sein Buch zur Seite, um sich am Anblick seiner Schönen zu erfreuen. Aber nirgends fand er sie; sie war verschwunden. Traurig rief er ihren Namen. Keine Antwort. Was sollte er tun? Er griff nach dem Bande, in dem er sie zuerst erblickt hatte, und fand an der alten Stelle ihr Jade-Gesicht wieder. Schmeichelnd und bittend rief er ihren Namen, doch unbeweglich blieben ihre Augen. Verzweifelt, mit Tränen in den Augen kniete er nieder, da kam sie auf ihn zu und sprach: „Wenn Du Deine Bücher mehr liebst als mich und nicht auf mich hörst, muß ich wieder gehen und werde nicht wiederkommen können, hörst Du!“

Um ihn von seiner Leidenschaft zu heilen, spielte sie mit ihm Schach. Yü Dschou spielte ihr zu Liebe, jedoch ohne Freude am Spiel. War er allein, so griff er verstohlen nach seinen Büchern. Eines Tages überraschte sie ihn beim Lesen, trotzdem er das Buch schnell verbarg. Wortlos verschwand sie. Unglücklich, zu Tode erschrocken, griff er nach dem Buche mit ihrem Bildnis. Die Seiten waren leer, ihr Bild war nicht mehr da. Tage vergingen. Wehklagend durchsuchte er die Blätter nach ihr. Voll Reue rief er: „Ju Yü! Ju Yü! Komm

¹ Antlitz, dem schönsten Jade gleich.

doch! Komm! Ich liebe Dich mehr als meine Bücher! Ich kann nicht ohne Dich leben! Kehre noch einmal zurück! Ich will von nun an auf Dich hören!“ Da stand sie mild lächelnd abermals vor ihm. Nun spielten sie wieder Schach. Yü Dschou war so freudig dabei, daß er schon am dritten Tage zwei Partien gewann. Nach drei Tagen unterrichtete sie ihn in Musik, und nach fünf Tagen fesselte ihn diese so sehr, daß er gar nicht mehr an seine Bücher dachte. Als sie seine Fortschritte bemerkte, war sie sehr beglückt.

Immer weiter spann sie ihre Fäden aus, um ihn von seiner Leidenschaft zu heilen. Sie tranken öfter ein Gläschen Wein zusammen. Dann bat sie ihn, einigen Umgang zu pflegen. Auch das tat er aus Liebe zu ihr, und so hieß es bald: „Mit Yü Dschou ist eine Wandlung vorgegangen. Er ist sogar gesellig geworden!“ Fröhlich saßen sie eines Tages bei ihrem Mahl, als Yü Dschou seine holde Fee besonders liebevoll ansah und plötzlich fragte: „Warum haben wir eigentlich keine Kinder? Unsere Liebe ist so unendlich groß, daß ich sie mir kaum stärker denken kann, und es heißt doch, wenn Mann und Frau sich so lieben wie wir, kommt der Segen eines Kindes!“

Überlegen lächelnd antwortete sie holdselig: „Habe ich nicht recht? So viel hast Du gelesen, und doch fandest Du noch nie ein Kapitel über Mann und Frau! Ist Deine Liebe zu mir so groß, so wird auch dieser Wunsch erfüllt werden. Für Kissen und Matten sorgt die Frau.“

Wieder fragte Yü Dschou: „Was ist zu tun?“

Sie lächelte geheimnisvoll.

Als ihrer Liebe ein Sohn beschert wurde, war ihr Glück ohne Grenzen. Yü Dschou verkündete jedem sein Eheglück, doch Ju Yü mahnte ihn mit feinem Takt, nicht davon zu reden. Kindlich erwiderte er: „Verstehen die Menschen einander so wenig, daß sie immer ihre Gefühle verbergen müssen?“

Zwei Jahre lebten Mann, Frau und Kind in himmlischer Harmonie, doch Ju Yü fühlte, daß bei Yü Dschou die Sehnsucht nach seinen Büchern wieder erwachte. Schweren Herzens sagte sie zu ihm: „Es ist Zeit, daß ich gehe.“ Wie ein Blitz trafen ihn diese Worte, und fassungslos erinnerte er sie an ihr Kind. Ju Yü schwieg lange, dann sagte sie: „Es gibt ein Mittel, mich zu halten. Opfere alle Deine Bücher, verbrenne sie!“

Verwirrt fragte er: „Bedeutet die Bücher nicht mein Leben? Sind sie nicht Deine Heimat?“

„Bring das Opfer, ich flehe Dich an.“

Yü Dschou schüttelte den Kopf, doch immer eindringlicher fuhr Ju Yü fort: „Ich weiß, es ist das größte Opfer, das Du mir bringen kannst, tu es! Wirf die Leidenschaft von Dir, sonst muß ich gehen. Dreimal habe ich meine Fesseln

gesprengt, dreimal bin ich zu Dir gekommen. Das vierte Mal bin ich machtlos.“ Wohl hörte Yü Dschou ihre Worte, aber seine Gedanken waren im Banne der Bücher. Traurig bemerkte Ju Yü, daß ihr Einfluß auf ihn schwand. Lautlos verließ sie Mann und Kind.

Als Yü Dschou sich ihrer erinnerte, war sie verschwunden. Er rief, er schrie nach ihr. Keine Antwort. Er holte den Band hervor, in dem er damals ihr Bildnis gefunden hatte. Fiebernd durchblättert er die Seiten, ohne sie zu finden. Da wußte er, daß sie für immer von ihm und seinem Sohne gegangen war. Einige Tage irrte Yü Dschou teilnahmslos umher, dann, in der Hoffnung, daß sie doch noch den Weg zu ihnen zurückfinden würde, opferte er als Größtes seine Bücher. Doch Ju Yü kehrte nicht zurück.

Schluchzend, überwältigt von Schmerz, warf er sich auf die Erde neben seinen Sohn nieder und klagte: „Ich Tor, weshalb habe ich meine Leidenschaft nicht eher bekämpfen können! Warum mußte ich alles opfern, um endlich zur Einsicht zu kommen! Durch meine Schuld verlorst Du Deine Mutter zu früh, aber fest will ich Dir zur Seite stehen, damit Du Herr Deiner Leidenschaften im Leben bleibst. Nie sollst Du, wie ich, ihr Knecht werden. Ich will Dich lehren, zur rechten Zeit Opfer bringen zu können. Du sollst die Menschen lieben lernen! Du sollst fröhlich im Schein der goldenen Sonne wandeln! Du sollst Dich an Wald und Blumen erfreuen, und zusammen wollen wir unsere Augen zu den Sternen erheben und in ihrem Glanze das Sternbild der Mutter, ‚Die Weberin‘, finden.“

SILBERNER BESCHLAG EINES KAMMES

Getriebene Arbeit, 15 cm breit. Chinesischer Grabfund. 7.–8. Jahrhundert.

Im Besitz des Museums für Ostasiatische Kunst, Köln.

Grabfunde aus Silber und Gold sind die große Überraschung in China und Korea. Bisher waren wir nur durch solche aus Bronze, Eisen, Keramik gefesselt. Nun beweist sich die alte chinesische Literatur, die von einem frühen kaiserlichen Edikt berichtet, das, um der Verschwendung zu steuern, Grabbeigaben aus Gold und Silber verbietet.

Zwei sich gegenüberstehende Pfauen mit gespreizten Flügeln und offenem Rad. Zwischen ihnen eine steil aufwachsende Pflanze mit zwei prächtigen Blüten. Eine wulstartige Linie umrahmt die Darstellung. Runde Löcher in der Fläche dienten der Befestigung an den Holzkamm in einer Form, die die chinesische Tradition bis heute festgehalten hat.

Der Pfau oder Phönix ist nicht nur das Symbol des Glücks, sondern auch das der Kaiserin, im Gegensatz zu dem Drachen, der den Kaiser symbolisiert. Diese Tatsache führt mich zu der Annahme, daß der Kammbeschlag dem Grab einer Kaiserin entstammt.

Die Sage erzählt, daß der Pfau oder Phönix sich nur auf besonders prächtigen Bäumen niederläßt. Die dargestellte Pflanze mit den zwei großen Blütendolden ist ein solcher. Ein